

Aus: Eder, Thomas, Thomas Raab und Michael Schwarz (Hg.),  
2023. *Oswald Wieners Theorie des Denkens*. Berlin, Boston: De  
Gruyter, 297–327.

# Phantasie, Verdrängung und Motivation in einem ökologischen Gedächtnismodell

**Thomas Raab**

## **Einleitung**

Über viele Jahre habe ich langsam folgende Regelmäßigkeit bemerkt: Wenn mich jemand auffordert, dies oder jenes zu erinnern und zu berichten, spüre ich als Erstes einen Energieaufwand, ein Innehalten und Hemmen des Verhaltensverlaufs. Jede biografische Episode muss ich rekonstruieren, wenngleich ihr aus zwei bis drei zusammenhängenden Fakten bestehender Kern als kurze Sequenz automatisiert auftaucht. Deswegen erzähle ich – wie wohl jedermann und jedefrau – immer die fast identischen Storys mit denselben Pointen. Diese wenigen Storys bilden das aktuell verfügbare Repertoire meiner Erinnerungsepisoden.

Wie man allein der Selbstwahrnehmung entnehmen kann, vereint das Problem der Erinnerung Aspekte der Denk-, Motivations-, Affekt- und Persönlichkeitspsychologie und sollte damit im Zentrum jeder allgemeinen Theorie des Menschen stehen. Immerhin äußern sich Gefühl, Phantasie und Denken als individuelle Erlebnisse, die nur über das Gedächtnis überhaupt zusammenhängen.

Dass Erinnerung und Gedächtnis *nicht* im Zentrum stehen und selbst in psychologieverwandten Feldern wie der künstlichen Intelligenz, der Linguistik und den Neurowissenschaften zuerst „exekutive“ Probleme, sprich Wahrnehmung und ihr Zusammenhang mit Handlung, bearbeitet werden, liegt wohl vor allem am Problem der Persönlichkeit und der individuell oft erheblich unterschiedlichen Motivlage des Erinnerns. Offensichtlich wirkt diese auf das Denken und sogar Wahrnehmen zurück, wodurch, streng genommen, eine „allgemeine“ Psychologie immer utopisch war und sein wird. An individuelle Aspekte des Psychischen kommt man begrifflich nur mühsam und vor allem wissenschaftsmethodisch (statistisch) *gar nicht* heran. Sie sind peinlich persönlich und, natürlich, immer auch Ziel der Beschönigung im Dienste des Ich (Devereux 1984). Also lässt man

sie lieber aus. Die Psychologie möge „strenge Wissenschaft“ bleiben, auch wenn sie es nie war und sein kann.

Doch sind und bleiben Erinnerung und Gedächtnis der Kern der Intelligenz und somit der Psychologie. Dass sie ignoriert werden, ist mithin wohl der Grund des fast völligen Desinteresses der Öffentlichkeit an der akademischen Psychologie und den Kognitionswissenschaften.

Ich meine, auch die Gruppe, die nun teils seit mehr als 20 Jahren mit und um Oswald Wiener Selbstbeobachtungsstudien zur Psychologie des Denkens anstellt (Eder und Raab 2015), ist an der, ja, Peinlichkeit dieses persönlichen Aspekts, der Einbettung jedes Denkens in Lebensweg und Alltag, immer wieder vom Gegenstand der *umfassenden* Vorstellungspsychologie abgeglitten. In dieser Hinsicht gilt auch für diese Gruppe die Kritik, sie habe wie die allgemeine Psychologie und die Kognitionsforschung ihre Motivationstheorie entweder zu sozialstatistisch oder begrifflich zu abstrakt angelegt. So enthält auch keines der mir bekannten Wörterbücher der Cognitive Science einen Eintrag zu „Motivation“.

Die Psychoanalyse hingegen behandelt, historisch gesehen, zuerst das Problem der persönlichen Erinnerung, des Individuums, und entwarf erst von dort aus im Rahmen der „Ich-Psychologie“ und der Vorstellungen zum „Sekundärprozess“ erste Theorien über das Denken im Allgemeinen (Rapaport 1950).

Die vereinzelt Versuche, psychoanalytische Motivationskonzepte mit der universitären Psychologie zu verbinden und therapeutisch wirksamen heuristischen Begriffen wie „Verdrängung“, „Abwehr“, „Verdichtung“ oder „Phantasie“ ein kognitionswissenschaftliches Kleid zu verpassen (Rapaport 1971; Erdelyi 1985, 2006), sind gescheitert. Ich denke, beide Seiten vermochten nicht, die jeweils andere wenigstens von der *Existenz* ihres Problems zu überzeugen. Indes denke ich weiter, dass dies an *beider* – der Kognitionswissenschaft und der Psychoanalyse – Fehlsicht auf das Problem Gedächtnis und Erinnerung lag, und versuche es hier mit den neuen Mitteln, die die ideomotorische Theorie des Denkens Wieners bislang zur Verfügung stellt, noch einmal und hoffentlich besser.

Die im Folgenden kursiv gesetzten Passagen stellen Beispiele meiner möglichst authentischen, d. h. nicht konfabulierten (dichterisch ergänzten oder pointierten) Erinnerungsepisoden dar. Aufgrund der gebotenen Kürze der Darstellung sind es wenige, und ich muss hoffen, dass sie zur empirischen Unterfütterung meiner Theorieskizze ausreichen.

## **„Realdenken“ und „Idealdenken“**

Selbst der durch eine definierte Aufgabe geordnete Denkverlauf ist nur sporadisch und unter merkbar affektivem Aufwand geordnet. Jede Assemblage benötigt eine hohe Konzentration, d. h. Allokation fast aller Ressourcen auf diese Aufgabe, auf die immer wieder neu zurückgekommen werden muss. Intoxikation und Müdigkeit führen umgehend zum Abgleiten in Phantasie und Ideenflucht. Dito beim Erinnern situativer Episoden. Das Ergebnis des Lösens jeder Aufgabe, auch des Erinnerns, ist eine Struktur, eine (motorisch oder sozial) bewährbare Regelmäßigkeit. Welche Prozesse aber während der Jahre, in der Aufgaben oft inkubiert bleiben, zu diesem Ergebnis führen, können wir, besonders was ihre zufällige Interaktion mit der Umwelt betrifft, nur in seltenen Fällen in der Selbstbeobachtung erschließen.

Die Aufmerksamkeit eines Menschen wird so lange von äußeren Reizen gesteuert, solange sie nicht durch eine Aufgabe oder einen entwicklungsgeschichtlich früheren und somit „lebenswichtigeren“ Reflex unterbrochen wird. Ein lautes Geräusch beispielsweise oder eine Fehlermeldung bei der Ausführung eines sensomotorischen Schemas („Danebengreifen“) unterbricht den Bewegungsfluss. Die meiste Zeit ist die Verhaltenssteuerung durch die Wahrnehmung insofern konsistent, als sie zu Befriedigung oder wenigstens zu keinem Konflikt führt.

Warum aber erleben wir den Denkverlauf trotz derart konsistenter Wahrnehmungswelt „von innen her“ so fähig? Warum besteht

sein Großteil aus Phantasien, die weder mit der Außenwelt noch der aktuellen, bewussten Aufgabe zu tun zu haben scheinen (Varendonck 1921, Stekel 1925, Klingler 2008 und viele mehr)?

In Raab (2015) habe ich dafür eine Heterarchie inkubierter sensorischer Schemata-Komplexe verantwortlich gemacht, die Aufgaben oder, als Nullstufe von Aufgaben, Widersprüche innerhalb der Orientierung episodisch und teils durch Reize angestoßen immer wieder ins Bewusstsein funkt. Einzig die Gewöhnung an Aufgaben, die zu einer wenigstens mittelfristigen Einstellung „einfrieren“, oder Anforderungen aus der Außenwelt – von Bedürfnissen oder Bürokratie – wirken dem eher chaotischen „Bewusstseinsstrom“ entgegen. Zum konzentrierten Denken ist eine Gewöhnung an die produktive Einstellung vonnöten, was man z. B. daran merkt, sich in jede Aufgabe immer, wenn man von ihr abgekommen ist, neu einstimmen und einüben zu müssen.

Diese inkubierten Aufgaben können, wenn sie alltäglicher Art sind, durch somatische Veränderungen und Umweltzyklen (Hunger, Durst, Müdigkeit, sexueller Drang) aktuell werden oder auch von außen durch oberflächliche sensorische Reizkonstellationen angestoßen werden (Fisher 1957). Sie fungieren als „Quasi-Bedürfnisse“, da sie erst durch ihre Lösung verschwinden (Lewin 1926).

Auch das Erinnern konkreter Episoden aus der Vergangenheit ist, wie eingangs gesagt, eine Aufgabe. Meist erinnert man nur, wenn man gefragt wird oder die Erinnerung als „Story“ in einer Gruppe als Kitt oder Unterhaltung dienen soll (Halbwachs 1985). Sonderfälle sind die Niederschrift von Erinnerungen, wie sie bisweilen Schriftstellern unter beruflichem Druck nahegelegt werden, oder – damit verwandt – spontane Erinnerungen, wenn Verluste oder Schocks größere Umordnungen der Orientierung notwendig machen (Salaman 1970).

Die Psychologie des Vorstellens und Problemlösens beschäftigt sich hingegen mit dem konzentrierten Denken an Aufgaben mit eindeutigen Lösungen, das freilich real immer nur in kurzen, sekundenlangen Passagen passiert. Um kontrollierte Experimente durchführen zu können, idealisiert sie also die inkubierte Aufgabenheterarchie

und Einstellung auf ein einziges Motiv, nämlich das Lösen der künstlich priorisierten Aufgabe. Im „Realdenken“ intermittieren hingegen Alltags-, Berufs- sowie psychohistorische Aufgaben und Widersprüche auf unberechenbare, weil von äußeren unberechenbaren „Zufällen“ abhängige Weise.

Ich spezifiziere weiter unten den Begriff Widerspruch im psychologischen und eben nicht logischen Sinn.

## **Erinnerungsepisoden als Folge unerledigter Aufgaben: die Phantasien**

*Die Pfauen vor dem Barockschloss im Westen von X., die majestätisch die feuchten (?) Wiesen durchkreuzten, und umgehend meine Mutter, die plötzlich ganz hektisch einem der männlichen Pfauen nachlief, ihm auf die Schwanzfedern stieg und alsbald glücklich und stolz eine Schwanzfeder in Händen hielt, wohl um sie zum Schmuck der Wohnung oder als Geschenk zu verwenden.*

Dies eine der wenigen Erinnerungsepisoden aus meinem Grundschulalter. Eine Erinnerungsepisode muss vier Kriterien erfüllen: Erstens muss sie den aktuellen Orientierungsfokus, ob er nun auf die Umwelt gerichtet ist oder nach innen, unterbrechen, zweitens zumindest zwei Aspekte oder „Weiser“ in raumzeitlicher Sequenz verbinden, drittens muss diese Sequenz von selber und immer in gleicher Abfolge erscheinen und *nicht* durch Denken erzeugt werden (d. h. keine „Story“ durch gewollte Assemblage sein, sondern eine automatisch expandierte und authentisch erlebte Sequenz, wie peinlich auch immer) und viertens muss sie in der Biografie zeitlich auf etwa fünf Jahre genau sowie geografisch auf die Region genau lokalisierbar sein.

Wie *alle* Episoden transportiert auch die vom Pfau keinerlei affektive Tönung, sondern zeichnet sich vielmehr durch einen immer ähnlichen *Aspektwechsel* aus. Die friedlichen Pfauen vor dem „romantischen“ Schloss kontrastieren hier z. B. mit dem groben und dem Kinde unverständlichen Übergriff durch eine Erwachsene. Dieser merkliche

Aspektwechsel rührt, so meine ich, wenn ich über alle Episoden verallgemeinere, immer von einem inkubiert gebliebenen Widerspruch, also einer „eingefrorenen“ Alltagsaufgabe.

Dazu zwei Beispiele aus meiner Jugend.

*Das Gefühl, tatsächlich verantwortlich zu sein, als die beiden Bauarbeiter in der zwei Meter tief in den Flusskiesboden gebaggerten Künette von ihren Schaufeln zu mir aufblickten, weil ich sie, kaum 19, anschnauzen musste, den Einschnitt mit Holzstangen abzusichern, da dieser instabil war, wie ich von nur ein paar Stunden Geologiestudium wusste, und umgehend die (politische) Wut, dass sie, obwohl sie viel älter waren als ich und wohl seit Jahren auf Baustellen schufteten, tatsächlich von einem Maturanten abhängig waren, der als Ferienjob hier frühmorgens die Bauaufsicht schob.*

Ich hatte schlechterdings nicht erwartet, als Neuling bereits jemanden anleiten zu müssen. Auch in der folgenden Episode ist ein ähnlicher Hierarchiekonflikt deutlich:

*Der langweilige Blick hinaus auf die Autos und Radfahrer, die ich als Wachsoldat vorbeifahren sah, hier und da ein Mensch, von links nach rechts und umgekehrt, und umgehend erlebe ich die karikaturhafte und doch nicht völlig ironische Zackigkeit, mit der ich, wenn mir zu langweilig wurde, die rechte Hand am Sturmgewehr, die eintretenden Offiziere grüßte, um sie zu erschrecken.*

Die Widersprüche *führen* zu den jeweils immer gleichen Pointen, wenn man die Episoden erzählt. Storys ohne Widersprüche haben keine Pointe. Stellte ich mir nicht explizit (hier als Autor) die Aufgabe, die Episoden zu beschreiben, würde ich diese habituell als *q(uasi)bildliches* Erlebnis ansprechen, wohl weil auch das erinnerte Urerlebnis wahrgenommen und eben nicht beschrieben wurde. Der Bildeindruck ist nach Wiener (2015a) eine Folge der Ämulation, d. h. des psychologisch naiven Erlebens und Beschreibens eines *Strukturerlebnisses als Wahrnehmungserlebnis*.

Die ideomotorische Denktheorie Oswald Wieners beruht auf der in der Selbstbeobachtung besonders an formalen Aufgaben deutlich werdenden (idealisierten) Unterscheidung zweier verinnerlichter,

weil die Muskulatur nicht oder nur ansatzweise erreichender Motorprozesse, die miteinander interagieren, d. h. wechselseitig voneinander Anstöße erhalten (Wiener 2015b). Kurz, sensomotorische Schemata operieren im Rahmen der Assemblage, die die Aufgabe temporär koaguliert, auf anderen sensomotorischen Schemata, um Kurzschlüsse und damit Vereinfachungen, Regelmäßigkeiten möglich zu machen. Die Schemata der Verfahren 1 liefern dabei Operanden, sprich Gegenstände, auf denen Schemata der Verfahren 2 operieren, d. h., sie manipulieren. Alle diese Prozesse sind in Freud'scher Diktion „vorbewusst“ und müssen durch Konzentration auf eine Aufgabe verfügbar gehalten werden (Kris 1977). Je häufiger ich mich einer Aufgabe zuwende, desto automatisierter können beiderlei Verfahren angewandt werden. Auch das produktive Denken ist in diesem Sinn ein Gewöhnungsvorgang unter Motivationsdruck. Das Einüben von Schemabläufen bindet diese nach und nach zu einer größeren Struktur aneinander, was *im Wesen* nichts anderes ist als das Trainieren sensomotorischer Koordination beim Sport oder beim Spielen eines Musikinstruments.

Wie lässt sich von dieser Hypothese aus die Geschichte der Gedächtnispsychologie deuten? Da die am leichtesten kontrollierbare Methode, Gedächtnisexperimente durchzuführen, das „Auswendiglernen“ phonetischer Einheiten wie Silben oder Buchstaben ist, bildete sich vom Pionier Ebbinghaus (1885) ausgehend eine ganze Tradition, das später so genannte „Kurzzeitgedächtnis“ zu untersuchen, während das „Langzeitgedächtnis“ schlicht den Assoziationsgesetzen von „Ähnlichkeit“, „Kontrast“ und „Nähe“ von „Sachvorstellungen“ und „Wortvorstellungen“ folgen sollte. Freilich wird in dieser Tradition, die sich der naturwissenschaftlichen Methode des Zählens und Messens (von Reaktionszeiten etwa) bedient, die Selbstbeobachtung per Definition ausgeschlossen. Die Silben wurden ja gerade deswegen gewählt, weil sie keine Bedeutung haben und damit putativ auch möglichst wenig Assoziationen zulassen. So wurden mit dieser Methode negativ exponentielle „Vergessenskurven“ festgestellt, nicht jedoch, *was* und *wie es* vergessen wird. Man maß, was sich an der Verhaltens-

oberfläche messen lässt – die Anzahl der memorierten Silben nämlich (Bower 2000).

Die Selbstbeobachtung zeigt indes überaus deutlich, dass auch „sinnlose“ (sprich: oberflächlich betrachtet ungeordnete) Buchstabenreihen nur über „künstliche“ Strukturierungen, die die Reihen mit einer Bedeutung ordnen, gemerkt werden können. So merkte ich mir (Raab 2012) die Buchstabenfolge *bdlhytcyqdnzblvmksqsklkr* teilweise inhaltlich über die konstruierte und in eine tragende Einstellung – hier „Politikerrede“ – eingebettete mnemotechnische Stütze „bund deutscher luxus hühner you too care for your queen die neue zone bleibt links vor mksqsklkr“. Die mnemotechnische Stütze über die Konstruktion einer Geschichte wurde von Erdelyi et al. (1976) unter dem Namen der Umkodierung von Worten in „innere Bilder“ experimentell belegt. Die letzten beiden Buchstabengruppen merkte ich mir hingegen über die oberflächliche Analogie zu den Merkmalcodes, die Unix-Dateien beigegeben sind und die im Terminalfenster dort hinter dem Dateinamen gelistet werden: „mksqsk“ behielt ich demnach flach, sprich (fast) rein phonetisch. Interessanterweise wird nun genau diese *strukturelle*, d. h. inhaltliche oder – bei Erdelyi – „bildliche“ Stütze, wie auch Eder (vgl. Thomas Eders Essay „Blödigkeit‘ hersagen“ in diesem Band, Seite 266 f.) schreibt, über Monate und Jahre *schneller vergessen* als die flach gemerkten Anteile. Es scheint, dass sie als Lösung der Aufgabe eben nicht inkubiert bleibt, während die flachen Stellen problematisch bleiben und daher behalten werden.

Dieser konstruktive Charakter des Erinnerns verweist freilich auf ein Werk, das so oft wie kaum ein anderes in der Gedächtnispsychologie als Pionierleistung genannt wird, aber dennoch erstaunlich spärliche Spuren in den Experimenten der nachkommenden Forschergenerationen hinterließ, nämlich *Remembering* von Frederic Bartlett (1932), der sämtliche Erinnerungsleistungen als (Re-)Konstruktionen verstand. Dazu führte er den von Kant stammenden Begriff des Schemas in die Gedächtnispsychologie ein, ohne ihn jedoch genauer zu definieren. Klar ist, dass er damit nicht sensomotorische Schemata im Sinne Piagets meinte, sondern eine Schematisierung im Sinne von

„Detailverlust“, wie er sie in den Reproduktionen von Geschichten oder Bildern aus dem Gedächtnis zweifelsfrei nachweisen konnte.

Vor dem Hintergrund der bis heute implizit oder explizit die Psychologie dominierenden Assoziationstheorie des Gedächtnisses, der gemäß „Sachvorstellungen“ Zusammenhänge der realen Welt gleichsam spiegeln, führte Bartlett damit im Grunde den Begriff eines Prototyps, also einer detailärmeren Sachvorstellung, ein. Die Selbstbeobachtung an formalen Aufgaben zeigt jedoch, dass alles, was strukturierter als Weiser und die als Episoden zusammenhängenden Weisergruppen detailliert wird, *aufgebaut* werden muss. Als psychische „Entitäten“ gibt es also keine Sachvorstellungen, die Objekte repräsentierten.

Jedenfalls *ist* das Kurzzeitgedächtnis unter diesem Blickwinkel ein Wort für die Kapazitätsbeschränktheit des „Gerüsts“ aus temporär assemblierten Schemata. Das Langzeitgedächtnis *im weiten Sinn* postuliere ich – vor dem Hintergrund, dass eben ohne Assemblage überhaupt nichts, nicht einmal Stimmungen oder Weiser (Wiener 2015a) registriert werden – als Bestand aller sensomotorischen Schemata. Das Langzeitgedächtnis *im engen Sinn* besteht aus den genannten Vorstrukturierungen innerhalb des Langzeitgedächtnisses durch unerledigte Aufgaben, d. h. Widersprüche auf einem ontogenetischen oder zwei ontogenetischen Niveaus. Ihr Bewusstsein wird als konkrete szenische „Erinnerungsepisode“ erlebt, die funktional eben auf die unerledigte Aufgabe verweist (Zeigarnik 1927, Lagache 1953, Ietswaart 1995). Als Zwischenschicht zwischen Schemata und Aufgaben muss, um dem Erleben gerecht zu werden, des Weiteren eine größere Anzahl an „Fakten“ postuliert werden, die Eigenschaften von beiden aufweisen und die ich im nächsten Abschnitt zu erläutern versuche.

Es war mein (bisher unveröffentlichter) Versuch, von 2015 bis 2020 möglichst *alle* den oben genannten vier Anforderungen entsprechenden Erinnerungsepisoden aufzuschreiben, der mich zur Auffassung zwang, dass sie sämtlich aus inkubierten Aufgaben oder eben Widersprüchen in der Schema-Heterarchie resultieren. Nicht nur die „verlorene“ affektive Tönung der Episoden, sondern der automatische

Aspektwechsel, der ihnen allen gleich ist, zwang mich zu dieser Schlussfolgerung. Zwar fallen mir immer seltener Episoden ein, die noch nicht notiert sind, und zwar vermutlich immer durch Anstoß der Außenwelt, insbesondere auf Reisen. Die Gesamtzahl jedoch konvergiert eindeutig und wird jedenfalls unter 1.000 bleiben. Sie scheinen mit dem Alter auch nicht mehr zu werden (Giambra 1977). Die geografische Markierung, die durch die Aktivierung der Episoden auf Reisen nahegelegt wird, bringt diese in einen offensichtlichen Zusammenhang mit der räumlichen Orientierung, von der das Denken letztlich anthropologisch gesehen herrührt (Neisser 1988: 368 ff.). Dazu hier ein viertes Beispiel:

*Das Ferienquartier befand sich in einem Neubau für mehr als eine Familie, wie sie, vermutlich durch im Ausland verdiente Gelder finanziert, überall an der Küste Kroatiens aus dem Boden schossen, und ich erinnere grüne Farbe (der Fassade wohl) und umgehend, wie ich eine Katze der Vermieter mit ihrem Hinterteil in ein von grünen Farbresten verschmutztes Wasser in einem Kübel tauchte, woraufhin mich mein Bruder bei den Eltern verpetzte, ich aber, obwohl älter, große Angst zu gestehen bekam und prompt meinen Bruder als Schuldigen diffamierte.*

Alle biografischen Geschichten abseits dieser Episoden sind Konstruktionen auf Grundlage meiner weiteren Orientierung in Raum und Zeit – und daher *abstrakt*, wie „konkret“ sie auch inhaltlich erscheinen. Sie sind Fiktion und die Art, wie sie konstruiert und erzählt werden, unterliegt kulturellen Konventionen. Kein Wunder, denn ihre Assemblage folgt einer andersartigen Aufgabe. Während nämlich bei der Erinnerungsepisode eine widersprüchliche Situation ohne Wirkungsziel reproduziert wird, zielt die biografische Story auf eine Pointe und damit auf soziale Wirkung ab. Sie muss im Gegensatz zur oft langweiligen authentischen Episode, deren Pointe ein innerer Widerspruch des Einzelnen ist, allgemein *interessieren*. So sind meine Erinnerungsepisoden wie im folgenden Beispiel Erinnerungen, die wohl jede und jeder so oder so ähnlich kennt, weil die Motive normal, sprich allzu menschlich sind:

*Im Sommer stank es im Saab bereits, als wir einstiegen, nach Erbrochenem, was an den Plastikbezügen der Sitze lag und mir, aber mehr als mir meinem Bruder sofort nicht nur aufs Gemüt, sondern den Magen schlug, und umgehend die helle beige Farbe der Plastikbezüge, die in der gleißenden Sonne strahlten, und der brütende Mief, als wir uns auf einen Ausflug in die Südsteiermark aufmachten, auf dem mein Bruder während des Kotzens neben dem parkenden Wagen eine Münze entdeckte.*

Natürlich kann ich, wie gesagt mit sozialem Wirkungsziel, über meine maximal 1.000 Episoden *schlussfolgern*, in jenem Jahr an jenem Ort etwa jene Menschen wohl getroffen zu haben, mit denen ich dies oder das unternahm, weil ich diese Verknüpfungen in einem Akt der Assemblage herzustellen vermag. Ich bin geneigt, dieses potentielle Repertoire, Freud folgend, „Ich“ zu nennen: Anders als die authentischen Episoden erzeugen diese fiktiven Geschichten *keinen* inneren Widerspruch. Sie „passen“ – wenigstens im Augenblick – zu „mir“, sind in psychoanalytischer Redeweise „ichgerecht“ (Laplanche und Pontalis 1973: 202). Und sie verändern sich langsam mit meinen Lebensumständen, wechselnden Freunden und Liebschaften – oder auch im Zuge der Psychoanalyse, die ich seit 2018 absolviere.

Um damit von der Fiktion zur psychologischen Realität zurückzukehren: Klar scheint, dass in der Kindheit alle inkubierten Aufgaben Widersprüche motivischer Art sind. Biologische Motive widersprechen sozial erlernten Motiven und umgekehrt. Die bei Freud „Primärprozess“ genannten „Triebabkömmlinge“, die als „Phantasien“ – hier im psychologischen, nicht romantischen Sinn – das reale Triebobjekt ersetzen, müssen auf einer abstrakteren, einsichtigeren Ebene widerspruchsfrei akzeptiert werden, um ans Langzeitgedächtnis im weiten Sinn assimiliert zu werden. Mit anderen Worten: Sie sedimentieren zum „semantischen Gedächtnis“ (Linton 1982: 79), das wiederum als Basis des „Ich“ alle fiktiven Episoden – hier im romantischen Sinn von Phantasie – erzeugt.

Was bedeutet „Widerspruch“ in der Denkpsychologie, die sich als Naturwissenschaft begreift? Anders als in der Logik gibt es in der

Natur keinen „Widerspruch“, sondern nur Abläufe. Psychologisch betrachtet muss daher jeder Widerspruch als ein Scheitern der Akkommodation an die genannten Strukturen des „Ich“ aufgefasst werden. Erinnerungsepisoden werden daher erst im Lauf der Zeit „ichgerecht“, denn die Originalerlebnisse selbst waren „ichwidrig“, da sie sonst nicht inkubiert wären und als solche fortan den Verhaltensfluss unterbrochen hätten.

Eine Variante des Widerspruchs ist die „Verneinung“, die psychologisch ebenfalls anders als in der Logik aufgefasst werden muss. Um etwas zu verneinen und abzulehnen, muss es vorher in der Vorstellung erscheinen, selbst wenn bloß als Prototyp. Diese Tatsache nutzt die klinische Psychoanalyse, indem sie gerade das, was der Patient als „uninteressant“ oder „nicht existent“ meldet, als Ausgangspunkt für motivische Analysen nimmt (Freud 1999e). Dadurch gelingt es ihr, „ichwidrige“ und damit problematische Widersprüche des Analysanden zur Sprache zu bringen.

Solcherart Widersprüche und Verneinungen kommen laut Psychoanalyse von „Konflikten“. Konflikte können zwar bereits kindlich, ja sogar in höheren Säugetieren entstehen, wenn zwei „Triebe“, sprich je auf ein anderes Triebobjekt gerichtete sensomotorische Schemata, gleichzeitig aktiv werden. Da sich aber der dringlichere letztlich in Verhalten umsetzt, wird der Konflikt hier *in action* gelöst, manchmal nach einer kürzeren Phase des „Verhaltensschwankens“. So konnte ich einmal einen auf „Gruppenzusammenhalt“ gezüchteten schwarzen Schäferhund testen, der freilaufend mit mir und seinem Herrchen über die Felder unterwegs war. An einer T-Kreuzung angelangt, schlugen wir Menschen probeweise und im selben Tempo den jeweils 180 Grad entgegengesetzten Weg ein, woraufhin das Tier ein oder zwei Minuten den Kopf abwechselnd zu einem seiner Schutzbefohlenen hin- und herriss, um endlich dem vertrauteren Herrchen nachzulaufen.

Der eigentlich innerpsychische Konflikt betrifft sodann das Aufeinanderprallen von „Lust- und Realitätsprinzip“ (Freud 1999b), das einiges an Epigenese voraussetzt, was der Hund nie erreichen kann.

Internalisiertes, habituiertes Wissen um die negativen Folgen impulsiven Handelns hemmt hierbei das rein außengesteuerte Verhalten, denn ein Trieb ist nichts anderes als ein zur Befriedigung motiviertes sensomotorisches Schema. Das „Ich“ (samt „Über-Ich“ als dessen durch im jeweiligen Milieu habituiertes „sozialer“ Anteil; Freud 1999a) hemmt das „Es“. Dies hat freilich zur Folge, dass dessen Triebe aufgeschoben oder als „Triebabkömmlinge“, die im einfachsten Fall als durch Schemata des Verfahrens 1 phantasiertes Triebobjekt ausformen, befriedigt werden (Hartmann 1948: 373). Mit anderen Worten wird auch jeder *innerlich* gehemmte Trieb zu einer unerledigten Aufgabe. Als Quasi-Bedürfnis „kommt er immer wieder“, wenn auch in je nach aktueller Lage unterschiedlicher Phantasieverkleidung.

Als Aufgabe bleiben also jene Aspekte einer Situation inkubiert (und damit bewussteinfähig), die an das aktuelle „Ich“ nicht vollständig assimiliert werden können. Dementsprechend weisen alle meine Erinnerungsepisoden eine Gemeinsamkeit auf. Im Laufe der Sequenz ändert sich der anfängliche Aspekt auf das Geschehen, wobei beide Aspekte auf abstrakterer, heißt auch sozial akzeptablerer Ebene widersprüchlich bewertet werden. Diesen unterschiedlichen Aspekten entsprechen im Erleben unterschiedliche Stimmungen. Der ursprüngliche Affekt der Episode geht dabei durch die Inkubation, so legt es mein Episodenrepertoire nahe, verloren. Zum Beispiel bei Erlebnissen der Gewalt wie der Pfauenepisode, erlebe ich *nicht* meine etwaige Angst von damals wieder, sondern den Widerspruch, dass eine Person, die ich felsenfest als Beschützerin kannte, plötzlich ihre Gewalt offenbarte. Bei der Kotzepisode wiederum verspüre ich keinen Ekel, wohl aber einen Widerspruch zwischen Erbrechen und dem freudigen Finden der Münze.

Die soziale Orientierung differenziert und ändert sich im Zug der Epigenese immer weiter. Dennoch bleiben Aufgaben und Widersprüche von früheren epigenetischen „Struktur-niveaus“ dergestalt bestehen und intrudieren weiterhin als „regressive“ Phantasien. Ein wichtiges Indiz dafür, dass inkubierte Aufgaben das Langzeitgedächtnis (im engen Sinn) sind, besteht gerade in der sehr auffälligen, aber nach

meinem Wissen noch nie erwähnten Tatsache, dass einem Menschen die eigenen Phantasien, im Gegensatz zu Objekten der Außenwelt oder des produktiven Denkens, *niemals langweilig* werden. Sie bilden eben das Gerüst seiner „Interessen“, wenngleich diese großteils aus passiv erlittenen Widersprüchen resultieren.

In diesen Bereich fällt auch eine Beobachtung während meiner regelmäßigen Zen-Meditationen, die ja dazu dienen zu lernen, Weiser *nicht* zu expandieren und Assemblagen zu entwöhnen. Kurz, Meditation dient dem Verlernen der habituellen Einstellung, Probleme durch Denken zu lösen. Die Ketten an Weisern, die man dabei beobachten kann, sind dabei nach Aufgaben und nicht nach Ähnlichkeit oder zeitlicher Nähe geordnet. Meditiert man morgens, so beginnen typische Kaskaden mit konkreten Aufgaben des kommenden Tages, die aber, selbst wenn man deren Assemblage vermeiden kann, leicht zwischenmenschliche oder beruflich oder psychisch spezifischere Aufgaben anstoßen usw., bis man die Konzentration auf die Atmung wieder sammelt. „Assoziationsketten“ sind also sichtlich „Problemketten“, die sich kaskadenartig die Aufgabenheterarchie hinauf und hinab knüpfen.

Die „Tiefenpsychologie“ betrifft, so betrachtet, im Grunde ausgerechnet die *Oberfläche* des psychischen Geschehens, nämlich die immer wiederkehrenden Motive zur Wiederherstellung des Gleichgewichts mit der Außenwelt. Wir sehen gewöhnlich nur falsch hin, weil die inkubierten Aufgaben und Widersprüche „ichgerecht“ geworden sind und wir sie daher als „Teil von uns“ erleben. Tiefe wird transparente Oberfläche. Gerade sie bilden, weil sie tatsächlich nur den Einzelmenschen betreffen, unsere „Persönlichkeit“, und gerade deswegen müssen wir ja auf „Neurosen“ von außen gestoßen oder hingewiesen werden. Ihre innere Ökonomie „funktioniert“, solange sie nicht mit der Ökonomie des äußeren Milieus kollidiert.

Da sich das „Ich“ durch Gewöhnung und Einsichtslernen aus Erlebnissen mit „Objekten“ des sozialen Milieus erst ab dem Kleinkindalter entwickelt (Piaget 1973), erinnert man meiner Ansicht nach auch keine authentischen, d. h. nicht von den Eltern, Fotos etc. sug-

gerierten Erlebnisse vor dieser Zeit. Das „Ich“ ist eben keine Entität und äußert sich in der Selbstwahrnehmung nicht als konkretes Ding, sondern nur als „Authentizitätsgefühl“, das ja die Kohärenz des Erlebens garantiert. Das Ich ist nicht nur transparent, sondern „körperlich“, denn Widersprüche sind ja ganz konkret entgegengesetzte Handlungstendenzen.

Wenden wir uns von strukturellen Überlegungen ab und dem Phantasieerlebnis zu. Was wird, in der Selbstbeobachtung formal kenntlich, als Phantasie registriert, die von einer inkubierten Aufgabe ausgehend bewusst wird? Meinem Befund nach sind dies immer *q*bildlich erscheinende Aspekte des Aufgabengegenstands. Sie erscheinen ungeordnet, d. h. bei formalen geometrischen Aufgaben z. B. als undifferenzierte Ecken von Gegenständen oder, bei Aspekten einer Alltagssituation, z. B. als Händchenhalten mit einer zurückweisenden Geliebten. In Wieners Diktion sind sie also Gestrüpp, das in der ersten Phase jeder Assemblage auftritt. Selbst der scheinbar ungesteuerte Tagtraum ist nicht willkürlich, sondern Ausdruck eines Interesses (McMillan et al. 2013).

Überhaupt darf wohl zwischen Ideenflucht und geordnetem Denken nicht so scharf unterschieden werden, wie es die Psychologie, vielleicht aufgrund des Ideals, dass jeder moderne Mensch möglichst immer produktiv sein solle, tut. Wie beim Traum weiß die Psychologie bisher nicht, welche Funktion Phantasien erfüllen, aber ihre Existenz allein muss als Hinweis gewertet werden, dass sie nicht „zwecklos“ sind. Nach der hier präsentierten Auffassung sind auch Phantasien Ansätze zu Lösungen. Überhaupt scheint, so betrachtet, zwischen Erinnerungen (an eine Aufgabe im weiten Sinne) und freien Phantasien kein funktionaler Unterschied zu bestehen. Letztere folgen eben aus Widersprüchen zwischen triebobjektnahen Schemata und der Realität, und Erstere können bis zu abstrakten Widersprüchen theoretischer Art reichen.

## Schemata mit Resten von Alltagsaufgaben: die Fakten

*Vaters hellgraue Socken vor mir auf dem Fußboden. Umgehend: Sie stinken penetrant.*

Das hier beschriebene *q*Bild stellt eine Erinnerung aus meiner Kindheit dar, die zwar drei der vier Kriterien entspricht, die ich oben für echte, d. h. nicht konfabulierte *Episoden* postuliert habe, nicht jedoch dem der raumzeitlichen Einordenbarkeit. Sowohl der spontane Intrusionscharakter als auch der Stimmungswechsel sowie die automatisierte Sequenzialität sind vorhanden, weswegen das Erlebnis nicht als Aktivität eines „reinen“ Schemas im Langzeitgedächtnis im weiteren Sinn verstanden werden kann. Mit anderen Worten: Wegen des biografischen Zusammenhangs handelt es sich nicht um eine reine *Intuition*. Wegen der zu ungenauen zeitlichen Einordenbarkeit – im obigen Fall der Socken weiß ich tatsächlich nur, dass es sich um ein Kindheitserlebnis handelt – ist es aber auch keine Erinnerungsepisode und damit Teil des Langzeitgedächtnisses im engen Zeigarnik'schen Sinn. Alle Bereitschaften, die für einen Umgang mit dem Objekt Socken (unklar in der Erinnerung, ob Ein- oder Mehrzahl!) nötig sind, sind in diesem Erlebnis enthalten, doch zwei, nämlich die hellgraue Farbe sowie der Geruch, sind „überflüssig“, jedoch nicht in eine echte biografische Episode eingebunden.

Um mit Wiener zu sprechen, können Fakten nicht durch Assemblage in die Biografie eingebettet werden. Im Gegenteil zu Episoden fehlt ihnen also der mitgeführte minimale situative Kontext, der Erstere letztlich authentisch wirken lässt (s. Wiener und Schwarz 2023). Das wird besonders deutlich sichtbar, wenn der Kontext durch eine Situation als *äußeres* Gerüst gestützt wird. So erkannte ich spontan einen gestrickten Papagei aus meiner Kindheit wieder, als ich ihn unlängst in dem Haus meiner Eltern wiedersah. Aktiv erinnert hätte ich mich gewiss nie wieder an ihn, da ich keinerlei konkrete Situation mit ihm verbinden kann. Der Strickpapagei ist für mich ein isolierter Fakt.

Weitere Beispiele für solche Fakten wären Straßenzüge in der Stadt, deren *q*Bild aus einer bestimmten Perspektive ich als bekannt erlebe, die jedoch durch ein weiteres Merkmal individualisiert sind. Dieses Merkmal kann sein, dass ich die Richtung der auf der Straße fahrenden Autos kenne oder weiß, wie etwa die Rotphasen der Ampeln zeitlich geschaltet sind. Auch gut bekannte Alltagsgegenstände, von denen ich ein, zwei Eigenschaften wie Farbe oder ungefähre Geometrie angeben kann, fallen in diese Kategorie, die ich mit Neisser (1988) lieber *Fakten* und nicht, wie es in der Literatur oft heißt, „Mneme“ nennen möchte. Die Beobachtung, dass selbst Straßenzüge in Städten je nach Richtung, in der man sie durchschreitet, *völlig anders aussehen*, würde den Ausdruck „Anblick“ nahelegen, der mir jedoch wegen seiner visuellen Bestimmtheit zu eng erscheint, denn viele Fakten sind lautlich oder geruchlich bestimmt.

Die meisten der pragmatischen Erinnerungen, die wir in der Kommunikation mit anderen so dringend benötigen, bestehen aus der Assemblage und somit Bündelung solcher Fakten. So besteht die Konstruktion meines Stammsupermarkts in Wohnungsnähe bis auf zwei jüngere authentische Episoden, die ich als nicht ganz klar verstanden genauer erinnere, aus solchen Fakten, vorwiegend, wo sich bestimmte Produkte befinden, aber auch zwei Schrägen im grauen Fliesenboden, auf denen der Einkaufswagen regelmäßig davonrollt. All dies suggeriert, dass Fakten aus der Praxis, der Alltagsaufgabe kommen, und auch dominanter als Erinnerungen in diese hineinwirken.

Die Selbstbeobachtung suggeriert wie angedeutet, dass diese Fakten mindestens eine bis ein paar individualisierende und daher für den reinen Umgang mit dem Gegenstand „überflüssige“ und unanalysierbare Qualitäten, d. h. „Qualia“, besitzen, die sie als Nukleus von Assemblagen, wie anhand des Supermarktbeispiels vorexerziert, geeigneter machen als unparametrisierte Schemata. Daher die Bezeichnung Fakt, an dem gleichsam ein Stück Laufumgebung „haftet“, das aber im Gegensatz zur genuinen Erinnerungsepisode weniger spezifisch und daher bedeutsam ist. So scheint klar, dass die

Anzahl solcher Fakten jene maximal 1.000 der Erinnerungsepisoden weit übersteigt. Mir scheint, dass diese Einrichtung der erforderlichen Plastizität des Gedächtnisses, das letztlich ja auch dem Verhalten dienen muss, besser gerecht wird als eine Orientierung, die einzig auf inkubierten Aufgaben und reinen Schemata operierte. Zwischen dem Langzeitgedächtnis im Weiteren und dem Langzeitgedächtnis im engen Sinn findet sich aus funktional-ökonomischen Gründen diese „Schicht“ an Fakten.

Von der Theorieseite betrachtet, könnte man Fakten als „parametrisierte Schemata“ bezeichnen. Das Supermarktbeispiel zeigt meiner Ansicht nach deutlich, dass auch hier ursprünglich Aufgaben zur Parametrisierung führten, denn ich merkte mir schließlich nur das, was ich suchte. Doch Fakten als inkubierte Aufgaben zu bezeichnen, führte meiner Ansicht nach zu weit, wenngleich sie Reste von Assemblagen zu sein scheinen und ohne Aufmerksamkeit nicht zustande kommen können. Man könnte spekulieren, ob der Übergang von Episode zu Fakt fließend ist, auch der Fakt also eine minimale Assemblage voraussetzt. Ich vermute, der pragmatische Charakter der Assemblage und die Allgemeinheit der Alltagsaufgabe verhinderte ihre spezifische Einbettung in das Geflecht inkubierter und auch historisch zusammenhängender Aufgaben. Der Einkauf im Supermarkt z. B. ist im Normalfall zu bedeutungslos und gewöhnlich oder, psychoanalytisch gesehen, zu wenig „tief“, um Spuren zu hinterlassen. Der Supermarkt ist nichtsdestoweniger sehr häufig Teil einer Aufgaben-umgebung. Neisser (1978: 98) vergleicht Schemata mit Genotypen, die je nach Anforderungen, die eben durch die aktuelle Laufumgebung und äußere Situation bestimmt sind, zum aktuellen Phänotyp auswachsen. Fakten scheinen demgemäß wie fixierte Phänotypen genotypischer Schemata.

## **Erinnern als Aufgabe mit innerem und äußerem Gerüst: die Verdrängung**

Nach mehr als zwei Jahren psychoanalytischer Therapie mehrmals pro Woche muss ich festhalten, dass ich noch keine der auftauchenden Episoden nicht wiedererkannt hätte, wenngleich ich manche seit vielen Jahren nicht erinnert hatte. Die psychoanalytischen Konzepte der „Deckerinnerung“ und der „Verdrängung“ von „Traumata“ lassen sich (bei mir bisher jedenfalls) nicht belegen.

Im Zuge der drei markanten Einschnitte in meinem Lebensweg, dessen letzter mich widerwillig zur Therapie zwang, fielen mir neben psychischen Symptomen auch ein soziologisches auf. In den Monaten und Jahren nach diesen Einschnitten scheint der erzwungene heftige Orientierungsverlust nicht nur von einem Affektgewitter und der Problematisierung von vormalen unproblematischen Zusammenhängen begleitet, die nun zwanghaft Erinnerungen als nun wieder unerledigte, weil nicht mehr ans neu entstehende Ich assimilierbare Aufgaben aufnötigen. Zudem fand von selbst über Monate hinweg eine Umordnung des Freundeskreises statt. Manche Freunde wenden sich ab, man ist jedoch sehr empfänglich für neue, die bisweilen eine soziostrukturell auffallend ähnliche Stellung einnehmen oder psychische Funktion (wie Geborgenheit, Inspiration oder Identifikation) erfüllen. Daneben drängt es zu Wohnungswechsel, neuer Kleidung, neuer Frisur usw. Ein Driften in ein nicht unerheblich, sprich soziologisch messbar neues „Einstellungsmilieu“ nimmt ihren Lauf.

Damit driftet aber auch das „Ich“ in ein neu habituiertes „affordance regime“. Durch die Drift werden nämlich manche Erinnerungs-episoden tendenziell nicht mehr oder weniger oft angestoßen. Auslöser und Katalysator, nicht aber Ursache solcher Phasen mag bisweilen die Sexualität sein, die sich als Drang zu neuen Bindungen samt dazugehöriger Phantasien manifestiert. Als Ursache dafür scheint mir eher eine erst nur als unwohle Stimmung merkbare Umorientierung von höherrangigen Zielen infrage zu kommen, die Adler unter „Lebenssinn“ subsummierte (Adler 1933).

Aber *wie* hängen Milieu und Erinnerung zusammen? Weitgehend unklar ist, inwieweit und welche äußeren Reize inkubierte Aufgaben anstoßen, sodass sie als Quasi-Bilder registriert werden. Leider gelingt es nur selten nachzuvollziehen, wie ein bestimmter neuer Gedanke von außen angestoßen wurde, obwohl man ungleich öfter weiß, *dass* der Anstoß von außen kam (vgl. Fisher 1957). Zählt man somatosensorische Signale zur Außenwelt, was mit gutem Recht getan wurde, so muss man wohl festhalten, dass keine Erinnerung, ja überhaupt *kein* Gedanke je „von innen“, d. h. aus „mentalem Bedürfnis“ angestoßen wird.

Was hat die experimentelle Kognitionswissenschaft zum Thema der Interaktion zwischen Umwelt und Gedächtnis beigetragen? Die Möglichkeit, in wahrnehmungspsychologischen Experimenten Augenmuskelreaktionen zur Steuerung von Reizkonstellationen auf Computerschirmen zu verwenden, brachte seit den 70er-Jahren nicht nur Einsichten in die sogenannte „saccadic suppression“ (Bridgeman et al. 1975), sprich die Nichtaufnahme optischer Reize während schneller Augenbewegungen, oder die „Veränderungsblindheit“ gegenüber objektiven Reizen (Simons und Levin 1997). Von diesen und anderen Experimenten ausgehend spekulierte O'Regan (1992) überzeugend, dass Objekte der Außenwelt ökonomisch betrachtet ja nicht „gespeichert“ werden müssten, weil sie durch Hinwendung ohnehin jederzeit bei Bedarf „gerufen“ werden könnten. Die Außenwelt diene der Sensomotorik gleichsam als „ausgelagerter Speicher“. Die Wahrnehmung nimmt nicht Information auf, sondern auf Basis der aktuellen Schemata-Heterarchie „Proben“ in der Außenwelt, um den Handlungsfluss zu steuern und die Heterarchie selbst zu aktualisieren.

Das Wiedererkennen eines Objektes ist also gestützt durch die Konstellation der Außenwelt, die durch ihre *objektiven Regelmäßigkeiten* in der Selbstbeobachtung Stimmungen herzustellen hilft, die bis zum sogenannten Déjà-vu-Erlebnis führen können.

Dieses äußere *scaffolding* der Wahrnehmung und der Erinnerung besteht indes nicht nur aus unbelebten Dingen. „Realität“ bedeutet

nicht nur Umwelt im bioökologischen Sinn, sondern vor allem das genannte proximale Milieu interesseähnlicher Menschen, an deren Verhalten ich mich orientieren muss.

Deutlich ist daher in der Selbstwahrnehmung bemerkbar, dass der Freundeskreis durch seine Interessensähnlichkeit eine Stützfunktion auf das Denken und Erinnern ausübt. Besonders für institutionell unabhängige und daher ökonomisch permanent zur Umsicht gezwungene Menschen erscheint die Verdrängung nicht, wie im Freud'schen Sinn, als durch einen „inneren Zensor“ in einem „dynamischen Unbewussten“ bedingt, sondern gleichsam positiv als *Anpassung an das aktuelle proximale Milieu*.

Die Umwelt besteht zu wichtigen Teilen – seit es Menschen gibt, aber in technisierten Gesellschaften durch die wachsende Arbeitsteilung zunehmend deutlicher – aus anderen interessensähnlichen Akteuren und Akteurinnen. Deren Anzahl ist nicht zufällig von der Anthropologie mit maximal 150 pro Person geschätzt worden; sie scheint mit der Kapazität des Gehirns, individuelle Akteure unterscheiden zu können, ko-evolviert und entspricht etwa der Größe der steinzeitlichen Sippe (Dunbar 1993, Lindenfors et al. 2021). Zudem stützt die Zersplitterung der Population in arbeitsteilig, einstellungsmäßig und damit auch, was Gewohnheiten und „Geschmack“ betrifft, abgeschottete Milieus nicht nur das, was ich erinnere, sondern eben auch das, was ich *nicht* erinnere. Die Drift in neue Freundes- und Bekanntenkreise, aber auch Reisen lassen mich Dinge „vergessen“. Vergessen ist also nicht nur eine Funktion des Gehirns, sondern auch eine Funktion der Ökonomie der behavioralen Einbettung. Außer aus physiologischen Gründen gibt es kein Vergessen, sondern bloß Nicht-Erinnern. Ramstead et al. (2016) sprechen in dieser Hinsicht von „Aufmerksamkeitsregimes“, die Freud entgangen sein könnten, weil sie in seiner Lebenszeit weniger scharf konturiert waren als heute.

Meinen Beobachtungen zufolge erklärt die Anpassung ans proximale Milieu elegant das, was in der Psychoanalyse „Verdrängung“ genannt wird. Dort als Abwehrmechanismus des „dynamisch unbewussten Ich“ aufgefasst, wurde der Begriff – trotz wiederholter Ver-

mittlungsversuche (z. B. eben von Rapaport oder Erdelyi, aber auch von Jahoda 1985) – in der kognitiven Psychologie nie anerkannt, obwohl er in der therapeutischen Praxis seit Jahrzehnten nützlich und wirksam ist. Doch ein „dynamisches Unbewusstes“, das aktiv durch einen inneren Zensor das Bewusstsein vor unangenehmen „Sachvorstellungen“ abschirmt, ist physiologisch wie psychologisch unplausibel (O’Brien und Jureidini 2002, Hutto und Peters 2018). Gerade die aktive Rolle des Unbewussten beim Erinnern und Verdrängen ist daher, wie man in den zahlreichen Kommentaren zu Erdelyi (2006) nachlesen kann, von den Kognitionswissenschaften besonders feindlich aufgenommen worden, führt sie doch unweigerlich zum infiniten Regress eines Homunculus im Gehirn, der die Psyche steuert.

Dass das systematische Entwöhnen bestimmter äußerer Anstöße innere Ressourcen der Orientierung schont, kann kaum geleugnet werden. Die innere psychische Ökonomie kalibriert sich gemäß der ko-evolvierten Kapazität des Gehirns, die nicht wie in der Computerindustrie risikolos vergrößert werden kann. Was, sprich welche inkubierten Aufgaben und Fakten allerdings in diesem Sinne „verdrängt“ werden, hängt in erster Linie von der *äußeren* Ökonomie des Ansehens im proximalen Milieu ab. Diese Ökonomie ist z. B. von Bourdieu (1982) in Bereiche gegliedert und überschlagmäßig in Zahlungsäquivalenten dargestellt worden.

Zur Interaktion zwischen innerer und äußerer Ökonomie folgende Anekdote. Bei einem Arbeitstreffen musste ich vor einigen Jahren als freier Autor die Unterschrift eines etwa gleichaltrigen universitären Würdenträgers für einen Antrag erbitten. Während des Gesprächs, dessen Details und Hintergrund nichts zur Sache tun, stellte ich immer wieder fest, mit welchem Befremden er mimisch auf meine halb beabsichtigten und in erster Linie institutionellen, geschmacklichen und sexuellen Provokationen reagierte (deren Ursachen ich hier nicht nachgehen will). Nun könnte der Psychoanalytiker mit Fug und Recht deuten, dass der Würdenträger institutionelle, geschmackliche und sexuelle Aspekte seines Lebens aktiv „verdränge“. Andererseits, fiel mir später ein, müsste umgekehrt auch *er*

aus seiner Position und *seinem* proximalen Milieu heraus urteilen können, *ich* verdrängt bestimmte Nachteile *meines* weitgehend institutionsfreien Berufs wie beispielsweise Einbußen, was Einkommen, Prestige und institutionelle Macht betrifft. Während er sich also im Rahmen meines Milieus starrer, sprich „zwanghafter“ verhält, tue ich dasselbe von ihm aus gesehen im Rahmen des seinen. Wir leben schlicht in zwei unterschiedlichen proximalen Milieus, die uns jeweils „unsere“ Ichs und ihre Werte zu spiegeln neigen (Freyd 2006), wenngleich unser distales Milieu, die „Bildungsschicht“, gleich ist und es sogar personelle Überschneidungen gibt. Die Gewöhnung ans Milieu und damit „Verdrängung“ ist aus psychoökonomischen Gründen schlicht notwendig (Horney 1980).

Zusammenfassend dient die im dargelegten Sinn passive Verdrängung dem Entwöhnen jener inkubierten Aufgaben, die im aktuellen Zielgefüge nicht gebraucht werden. Diese werden freilich nie völlig „vergessen“, da sie durch unwahrscheinlichere Außenweltsituationen wieder angestoßen werden können. Einzig die Wahrscheinlichkeit dazu sinkt. Andere Aufgaben wiederum werden durch das Milieu prominenter. Durchaus im Einklang mit der Psychoanalyse, die sich auf Widersprüche zwischen Triebabkömmlingen und sozialer Außenwelt („Ich“ und „Über-Ich“) konzentriert, resultiert die Verdrängung aus der oft jahrelangen Drift in ein Milieu, das die unangenehmen Widersprüche aus der Vergangenheit nicht mehr stützt. Die „Neurose“, die sich diagnostisch am deutlichsten an einer Verarmung des Verhaltensrepertoires zeigt, kann dort unbemerkt, d. h. „ichgerecht“ ausgesprochen und ausgelebt werden. Definitionsgemäß ist sie dann jedoch nicht mehr neurotisch, da sie ökonomisch produktiv ist.

Mir scheint wahrscheinlich, dass diese Art der passiven Verdrängung für traditionelle Psychoanalytiker nicht ohne Weiteres akzeptabel sein wird. Für die „Neurose“ sind folglich nämlich keine Traumata nötig, sie resultierte auch schleichend aus einem verzögerten Abgleich von Bedürfnissen und Quasi-Bedürfnissen mit dem proximalen Milieu. Die Therapie kann, muss aber demnach nicht Verdrängtes „ausgraben“. Die Psychoanalyse wäre keine Tiefenpsychologie,

sondern Mikrosoziologie. Jede „Neurose“ wäre dann, sobald sie merklich wird, immer eine „Anpassungsstörung“ (Fonagy 1999).

Mir scheint Folgendes unabweislich: Auf Grundlage von Ockhams Rasiermesser ist es schlicht sparsamer, die Realität zu verändern oder zu verzerren, als sie innerlich wegzuschieben (Rofé 2008). Demgemäß treten obsessive Phantasien auch nur in solchen Krisen auf, in denen das proximale Milieu aus somatischen oder psychoökonomischen Gründen „veraltet“ oder durch Krankheit, Tod oder Trennung plötzlich in Teilen wegfällt. In der Trauer wird das, was fehlt oder als fehlend nicht schnell genug assimiliert werden kann, „phantasiert“ und sogar die Wahrnehmung dadurch oft temporär „wahnhaft“ (Freud 1999c).

## **Energiebetrachtung: Affekt und Motivation**

Immer, wenn eine zielgerichtete Handlung von innen oder außen gehemmt wird, hat der Stau der bereits für die Handlung mobilisierten Energie eine somatische Wirkung. Das Nervensystem besitzt die Eigenschaft der Hysterese und kann bereits anlaufende Prozesse nicht plötzlich stoppen.

Es ist eine Binsenweisheit, dass Gefühle nur dann registriert werden, wenn es zur Handlung drängt, das Handlungsziel aber unsicher ist. Ein Gefühl resultiert aus der Hemmung der zuerst instinktiven, später der intuitiven Handlung. Da aber auch die in der Selbstbeobachtung registrierbaren Aspekte des Denkens gehemmten Handlungen entstammen, muss wohl die Reihe beginnend mit somatisch dominanten Gefühlen („Grundemotionen“) bis zu somatisch filigranen und in Assemblagen eingebetteten Weisern als Affektkontinuum aufgefasst werden.

Die in der akademischen Psychologie übliche Einteilung in positive und negative Gefühle wiederum scheint willkürlich und entweder zu stark an physiologischem Wissen um „Flight-or-fight“-Reaktionen oder an kulturspezifischen Wertmaßstäben geeicht. In der

buddhistischen Psychologie beispielsweise wird *jeder* Affekt als Störung des Gleichgewichts oder Gleichmuts angesehen (Jullien 2010). Man sollte nicht „um seiner selbst Willen“ in ihm schwelgen, ihn aber auch nicht wegdrängen, sondern vorübergehen lassen. Hektisches Denken wird daher ebenso wie hektisches Handeln als „Leid“ aufgefasst (Kalupahana 1987). Interessanterweise scheint sich auch Freud (1999b) an einer ähnlichen Homöostaseidee orientiert zu haben.

Im Rahmen des hier referierten ökologischen Modells würde diese Definition von Affekt als gerichtete Energieallokation Folgendes bedeuten: Da alle bewusst werdenden motorischen Impulse einer Aufgabe entstammen und auch Konflikte zwischen Triebobjekt und Realität als Aufgaben inkubiert werden, könnten sämtliche Affekte als Ja-/Nein-Steuerungsprädikate zum Abgleich der Ökonomie des inneren und äußeren Milieus verstanden werden. Sie sind in diesem Sinn „allgemeine Begriffe“ (Raab 2015 sowie Wiener und Schwarz 2023).

Die teleologische Ausrichtung solcher Arten von „Motivations-theorien“ ist vielfach als unwissenschaftlich kritisiert worden. Auch mir scheint sie eher eine notwendige Prämisse zu sein, in die das Modell eingebettet werden muss, um weder mit biologischen noch mit psychologischen Theorien zu kollidieren. Bei genauerer Betrachtung ist auch Freuds (1999d) Ableitung der Motivation aus einem „Lebenstrieb“ und einem „Todestrieb“, in deren Wechselspiel sich das Gehirn an die Realität anpasst, sehr fraglich. Am sparsamsten und thermodynamisch stimmigsten scheint mir als vorsoziologische „Zielvorgabe“ eher das Postulat eines „Strukturtriebs“ zu sein, der dem menschlichen Individuum eine immer differenziertere Orientierung ermöglicht – entweder durch Reduktion von Komplexität außen (Handlung, Manipulation) oder durch längerfristige innere Anpassung (Strukturbildung durch Gewöhnung und Denken). Diesen Strukturtrieb müsste man wohl in der Nähe oder als Korollar der Produktion von Negentropie durch die Biosphäre verorten (Raab 2006). Diese Sichtweise lastet die Teleologie der Thermodynamik an.

Bleibt man bei dieser energetischen Betrachtung, so würden „Weiser“ im Sinne Wieners psychoanalytisch als Mikro-Affekte dar-

gestellt werden (Rapaport 1950). Schemata werden energetisch „besetzt“ und daher bewusst registriert. Die Assemblage mindert die im „Primärprozess“ waltenden und Phantasien produzierenden Affekt-Energien zu „kleinen Kathexen“, die dann „verschoben“, sprich einer Laufumgebung als Input angeboten werden können. Die dazu nötige „Gegenbesetzung“, die den sensomotorischen Fluss bricht, kommt eben aus den inkubierten Aufgaben, die die Assemblage führen. Diese Assemblage allein erzeugt durch Bündelung von Schemata auch die Fiktion des Willens, der in Wahrheit eine Koordination und damit Fokussierung von Schemata ist.

Unter diesem Blickwinkel der Fokussierung von Energie auf die Assemblage müssten freilich die Begriffe der Psychoanalyse gleichsam umgedreht werden. Nicht die Energien auf der Triebebene (im „Primärprozess“) sind wie dort behauptet „frei“. Im Primärprozess streben vielmehr mehrere Schemata gleichzeitig und nicht durch Kultur gehemmt automatisch ihr Triebobjekt an. Dies müsste man unfrei nennen, und es stellt sich die Frage, ob man dem Primärprozess als Triebabkömmlinge entstammende Phantasien überhaupt, wie es Suler (1980) tut, Denken nennen soll. Im eigentlichen Denken nämlich, von Freud „Sekundärprozess“ genannt, scheinen meiner Auffassung nach Affekte „freier“ zu fließen, da die Aufmerksamkeit ja weniger zwanghaft an einen Gegenstand oder einen seiner Aspekte gebunden ist. Die Aufgabenheterarchie macht die Orientierung erst flexibel.

Im Einklang mit Piaget (1992), Champion der strukturellen Betrachtung, postuliert Freud das erste Auftreten einer „Phantasie“ beim Kleinkind als Ersatz des motorisch handhabbaren Objekts. Die Phantasie ersetzt das Triebobjekt durch einen Gegenstand, ein „inneres Bild“, und befriedigt den Trieb damit teilweise. Mit Wiener eleganter betrachtet, ist die Phantasie der quasi-motorische Ast, dessen Betätigung als Verfahren 1 uns in eine hinreichend ähnliche Stimmung bringt, als sei ein Objekt als Ziel der Handlung anwesend. Affektiv betrachtet konsumiert dieser Vorgang einen Teil jener Energie, die für die Handlung benötigt würde, und wird als „Triebabkömmling“ bildlich erlebt (A. Freud 2019).

In der Kunst werden diese primären Phantasien genutzt, indem sich der Künstler oder die Künstlerin, verstärkt durch das proximale Milieu der „Kunstszene“, nach und nach daran gewöhnt, auch Unangenehmes, Peinliches, Brutales, jede Phantasie spielerisch zuzulassen. In diesem Milieu dürfen Triebabkömmlinge dadurch „ichgerecht“ bleiben, werden „im Scherz“ auch oft ausgesprochen und können durch den Sekundärprozess, der vorwiegend kunstformale, aber auch zielgruppenstrategische Überlegungen umfasst, zum Kunstwerk weitergeformt werden (Hartmann 1939). Die Tabus der anderen sind demnach der Steinbruch des oder der Kunstschaffenden.

Dieses Wechselspiel zwischen „regressiven“ individuellen Phantasien und intellektueller Kontrolle, durch die Erstere in einen kunsthistorisch informierten Rahmen gebracht werden, der für zumindest das proximale Milieu verstehbar ist, bildet sowohl den Kern künstlerischer als auch wissenschaftlicher Kreativität (Suler 1980). Während sensomotorische Intuitionen in der Kunst jedoch, wie gesagt, durch nachträgliche Bearbeitung und Beurteilung durch den sozial gezähmten und gebildeten Sekundärprozess „zurechtgeschnitzt“ und damit in eine historische Konvention gebracht werden, erweisen sie sich in der Wissenschaft entweder als produktiv im Sinne der objektiven Lösung der gestellten Aufgabe – oder eben nicht.

## **Zusammenfassung**

Unter der idealisierten Auffassung des Langzeitgedächtnisses als sensomotorische Heterarchie stellen sich Erinnerungsepisoden als Folge unerledigter Aufgaben und Widersprüche innerhalb unterschiedlicher onto- und epigenetischer Strukturniveaus dieser Heterarchie sowie der Außenwelt dar. Ursache des „Einfrierens“ – der Inkubation – dieser Orientierungslagen ist die Hysterese des Nervensystems, das sich nicht spontan an Unbekanntes anpassen kann, sondern sich in kaskadenartigen Akkommodationen gewöhnen muss. Das Kurzzeitgedächtnis ist ein Name für die episodisch vom Zusammenspiel inku-

bierter Aufgaben mit Reizen angestoßenen Versuche, Schemata, die „rein“ oder durch nur wenige Eigenschaften zu „Fakten“ spezifiziert sein können, zu umfassenderen Strukturen (Modellen) zu akkommodieren. Phantasien können als ein von diesen Aufgaben intermittierend ausgegebener „Rundfunk“ begriffen werden, mithilfe dessen diese nicht motorisch, sondern durch solcherart strukturelle Anpassung gelöst werden können.

Ein Gutteil der Anpassung erfolgt indes aus ökonomischen Gründen *in actu* durch soziale Drift, wodurch die Verdrängung im Sinne Freuds als Anpassung an ein bestimmtes und bestimmbares proximales Milieu dargestellt werden kann. Das all diesen Verhaltensformen unterliegende Motiv stammt weder von Sexual- noch Todestrieben, sondern folgt letztlich einem thermodynamisch ablaufenden Strukturtrend (zur „Negentropie“), der im Individuum phasenhaft und interindividuell je nach genetischer Prädisposition und Milieuverstärkung unterschiedlich stark, als äußere Manipulations- oder innere Strukturierungstendenz ausformt. Individuelle Orientierung und damit Homöostase entwickeln sich durch Komplexitätsreduktion der Außenwelt qua Handlung oder Komplexitätssteigerung der Innenwelt qua Denken.

#### Literatur

- Adler, Alfred, 1933. *Der Sinn des Lebens*. Frankfurt am Main 2018.
- Bartlett, Frederic C., 1932. *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge 1967.
- Bourdieu, Pierre, 1982. *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt am Main.
- Bower, Gordon H., 2000. A Brief History of Memory Research. In: Tulving, Endel, und Fergus I.M. Craik (Hg.), *The Oxford Handbook of Memory*. Oxford, 3–32.
- Bridgeman, Bruce, Derek Hendry und Lawrence Stark, 1975. Failure to Detect Displacement of the Visual World during Saccadic Eye Movements. *Vision Research*, 15/6, 719–722.
- Devereux, Georges, 1984. *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt am Main.
- Dunbar, Robin I.M., 1993. Coevolution of Neocortical Size, Group Size and Language in Humans. *Behavioral and Brain Sciences*, 16, 681–735.
- Eder, Thomas, 2023. „Blödigkeit“ hersagen. In diesem Band, 259–295.
- Eder, Thomas, und Thomas Raab (Hg.), 2015. *Selbstbeobachtung: Oswald Wieners Denkpsychologie*. Berlin.
- Erdelyi, Matthew H., 1985. *Psychoanalysis: Freud's Cognitive Psychology*. New York.

- Erdelyi, Matthew H., 2006. The Unified theory of Repression. *Behavioral and Brain Sciences*, 29/5, 499–551.
- Erdelyi, Matthew H., Shira Finkelstein, Nadeanne Herrell, Bruce Miller und Jane Thomas, 1976. Coding Modality vs. Input Modality in Hypermnnesia. *Cognition*, 4, 311–319.
- Fisher, Charles, 1957. A Study of the Preliminary Stages of the Construction of Dreams and Images. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 5, 5–60.
- Fonagy, Peter, 1999. Memory and Therapeutic Action. *International Journal of Psycho-Analysis*, 80/2, 215–223.
- Freud, Anna, 2019 [1936]. *Das Ich und die Abwehrmechanismen*. Frankfurt am Main.
- Freud, Sigmund, 1999a [1900]. *Die Traumdeutung*. In: *Gesammelte Werke*, Band II/III. Frankfurt am Main, 1–642.
- Freud, Sigmund, 1999b [1911]. Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. In: *Gesammelte Werke*, Band VIII. Frankfurt am Main, 230–238.
- Freud, Sigmund, 1999c [1916]. Trauer und Melancholie. In: *Gesammelte Werke*, Band X. Frankfurt am Main, 428–446.
- Freud, Sigmund, 1999d [1920]. Jenseits des Lustprinzips. In: *Gesammelte Werke*, Band XIII. Frankfurt am Main, 1–69.
- Freud, Sigmund, 1999e [1925]. Die Verneinung. In: *Gesammelte Werke*, Band XIV. Frankfurt am Main, 11–15.
- Freyd, Jennifer J., 2006. The Social Psychology of Cognitive Repression. *Behavioral and Brain Sciences*, 29/5, 518–519.
- Giambra, Leonard M., 1977. Daydreaming about the Past: The Time Setting of Spontaneous Thought Intrusions. *Gerontologist*, 17/1, 35–38.
- Halbwachs, Maurice, 1985 [1925]. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt am Main.
- Hartmann, Heinz, 1939. Ich-Psychologie und Anpassungsproblem. *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago*, 24/1–2, 62–135.
- Hartmann, Heinz, 1948. Comments on the Psychoanalytic Theory of Instinctual Drives. *Psychoanalytic Quarterly*, 17/3, 368–388.
- Horney, Karen, 1980. *Unsere inneren Konflikte*. München.
- Hutto, Daniel D., und Anco Peters, 2018. The Roots of Remembering: Radically Enactive Recollecting. In: Michaelian, Kourken, Dorothea Debus und Denis Perrin (Hg.), *New Directions in the Philosophy of Memory*. Oxford, New York, 97–118.
- Ietswaart, Willem L., 1995. Die unbewußte Phantasie in der Übertragung. *Psyche*, 49, 141–158.
- Jahoda, Marie, 1985. *Freud und das Dilemma der Psychologie*. Frankfurt am Main.
- Jullien, François, 2010. *Über das Fade: Eine Eloge zu Denken und Ästhetik in China*. Berlin.
- Kalupahana, David J., 1987. *The Principles of Buddhist Psychology*. Albany.
- Klingler, Eric, 2008. Daydreaming and Fantasizing: Thought Flow and Motivation. In: Markman, Keith D., William M.P. Klein und Julie A. Suhr (Hg.), *Handbook of Imagination and Mental Simulation*. London, 225–239.
- Kris, Ernst, 1977 [1952]. Vorbewußte Geistesvorgänge. In: *Die ästhetische Illusion*. Frankfurt am Main, 175–194.
- Lagache, Daniel, 1953. Some Aspects of Transference. *International Journal of Psychoanalysis*, 34, 1–10.
- Laplanche, Jean und Jean-Bertrand Pontalis, 1973. *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main.
- Lewin, Kurt, 1926. Vorsatz, Wille und Bedürfnis. *Psychologische Forschung*, 7, 330–385.
- Lindenfors, Patric, Andreas Wartel und Johan Lind, 2021. „Dunbar’s number“ deconstructed. *Biology Letters*, 17, 0210158.

- Linton, Marigold, 1982. Transformations of Memory in Everyday Life. In: Neisser, Ulric (Hg.), *Memory Observed*. New York, 77–91.
- McMillan, Rebecca L., Scott Barry Kaufman und Jerome L. Singer, 2013. Ode to Positive Constructive Daydreaming. *Frontiers in Psychology*, 4, Artikel 626.
- Neisser, Ulric, 1978. Perceiving, Anticipating, and Imagining. *Minnesota Studies in the Philosophy of Science*, 9, 89–105.
- Neisser, Ulric, 1988. What is Ordinary Memory the Memory of? In: Ders. und Eugene Winograd (Hg.), *Remembering Reconsidered*. Cambridge, 356–373.
- Neisser, Ulric, 1996. Remembering as Doing. *Behavioral and Brain Sciences*, 19/2, 204–205.
- O'Brien, Gerard, und Jon Jureidini, 2002. Dispensing with the Dynamic Unconscious. *Philosophy, Psychiatry, and Psychology*, 9/2, 141–153.
- O'Regan, J. Kevin, 1992. Solving the „Real“ Mysteries of Visual Perception: The World as an Outside Memory. *Canadian Journal of Psychology*, 46/3, 461–488.
- Piaget, Jean, 1992 [1947]. *Psychologie der Intelligenz*. Stuttgart.
- Piaget, Jean, 1973. The Affective Unconscious and the Cognitive Unconscious. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 21/2, 249–261.
- Raab, Thomas, 2006. *Nachbrenner: Zur Evolution und Funktion des Spektakels*. Frankfurt am Main.
- Raab, Thomas, 2012. Selbstbeobachtung Mnemotechnik. Unveröffentlichtes Manuskript, 5 S.
- Raab, Thomas, 2015. Zur Affektttheorie. In: Eder, Thomas, und Thomas Raab (Hg.), *Selbstbeobachtung: Oswald Wieners Denkpsychologie*. Berlin, 143–161.
- Ramstead, Maxwell J. D., Samuel P. L. Veissière und Laurence J. Kirmayer, 2016. Cultural Affordances: Scaffolding Local Worlds Through Shared Intentionality and Regimes of Attention. *Frontiers in Psychology*, 7, 1–21.
- Rapaport, David, 1950. On the Psychoanalytic Theory of Thinking. *International Journal of Psychoanalysis*, 31, 161–170.
- Rapaport, David, 1971. *Emotions and Memory*. New York.
- Rofé, Yacov, 2008. Does Repression Exist? Memory, Pathogenic, Unconscious and Clinical Evidence. *Review of General Psychology*, 12/1, 63–85.
- Salaman, Esther, 1970. *A Collection of Moments: A Study of Involuntary Memories*. Harlow.
- Simons, Daniel J., und Daniel T. Levin, 1997. Change Blindness. *Trends in Cognitive Sciences*, 1/7, 261–267.
- Stekel, Wilhelm, 1925. Die Polyphonie des Denkens. In: *Störungen des Trieb- und Affektlebens VIII: Sadismus und Masochismus*. Berlin, Wien, 1–18.
- Suler, John R., 1980. Primary Process Thinking and Creativity. *Psychological Bulletin*, 88/1, 144–165.
- Varendonck, Juliaan, 1922. *Über das vorbewusste phantasierende Denken*. Leipzig, Wien, Zürich.
- Wiener, Oswald, 2015a. Glossar: Weiser. In: Eder, Thomas, und Thomas Raab (Hg.), *Selbstbeobachtung: Oswald Wieners Denkpsychologie*. Berlin, 59–98.
- Wiener, Oswald, 2015b. Glossar: figurativ. In: Eder, Thomas, und Thomas Raab (Hg.), *Selbstbeobachtung: Oswald Wieners Denkpsychologie*. Berlin, 99–141.
- Wiener, Oswald, und Michael Schwarz, 2023. Pleomorphismus im Denken und die Computer-Metapher. In diesem Band, 111–179.
- Zeigarnik, Bluma, 1927. Über das Behalten von erledigten und unerledigten Handlungen. *Psychologische Forschung*, 9, 1–85.